

WURDACK



Das Serum des Doctor Nikola, Bd. 6 der Nikola Reihe

(c) 2013 Wurdack Verlag, Nittendorf

[www.wurdackverlag.de](http://www.wurdackverlag.de)

Covergestaltung: Ernst Wurdack unter Verwendung  
eines Bildes von Triff/Shutterstock

ISBN 978-3-938065-92-1

Petra Hartmann

Das Serum des  
Doctor Nikola

Leseprobe

# ERSTES KAPITEL

## KATZENAUGEN

»Herr Pechstein! Herr Pechstein!«

Das Bollern an meiner Tür war so heftig, dass sogar das kleine Fenster zum Hinterhof davon klirrte. Meine Hand krampfte sich um das Messer, und ich hielt den Atem an. Jetzt bloß kein Geräusch machen.

»Machense uff, ick weeiß, dat se da drinne sind!«

Ich dachte gar nicht daran. Wenn man erstmal so weit heruntergekommen war, dass man im Dachgeschoss von Witwe Bollmanns Mietskaserne lebte, dann hatte man gelernt, sich beizeiten totzustellen.

»Machense uff, fadamnte Inzucht, ick krich se ja doch!«

Womit die resolute Dame zweifellos Recht hatte. Das winzige Zimmer, kaum mehr als vier mal vier Schritte messend, bot gerade mal Platz für ein eisernes Bett, den wackeligen Tisch ohne Stuhl und die kleine Kiste mit meinen letzten Habseligkeiten. Ein Versteck oder gar einen Fluchtweg hatte es nicht zu bieten. Also besser sich totstellen.

Durch das undichte Fenster pfiff der Wind. Oft, meist nachts, klapperten die Dachpfannen, und es hatte einige Zeit gedauert, bis ich für das Bett den einzigen Ort gefunden hatte, an dem es nicht durchregnete. Oder zumindest mit 95,5-prozentiger Wahrscheinlichkeit nicht durchregnete. Wo gab es heutzutage schon noch etwas, das zu hundert Prozent sicher war? Das Zimmer war kein Palast, ganz gewiss nicht. Aber zur Zeit leider das einzige, das ich mir leisten konnte. Oder, besser gesagt: mir bis vor zwei Monaten noch hatte leisten können.

»Wennse bis Montag nich bezahn tun, denn könnse sick uff watt jefasst machen, dat saach ick se.«

Geräuschlos atmete ich auf. Witwe Bollmann schien ihr Pulver verschossen zu haben.

Wie hatte es einer meiner Vormieter so despektierlich an die Wand gekritzelt:

»Das Leben ist am schwersten  
drei Tage vor dem Ersten.«

Nur dass es für mich keinen Ersten gab. Wie für so viele seit dem schlimmen Freitag nicht mehr. Mein Magen begann laut und vernehmlich zu knurren. Erschrocken hielt ich die Luft an und lauschte. Doch zu meinem Glück hatte sich die zornige Vermieterin offenbar zurückgezogen. Oder stand sie nur still auf dem Flur und horchte, um zupacken zu können, sowie ich die Tür öffnete? Ich würde es wohl riskieren müssen.

Entschlossen hob ich das Messer erneut. Der weiße Schaum vor meinem Mund und die tiefliegenden Augen, die mir aus dem Rasierspiegel entgegenblickten, ließen mein Gesicht fremd und unheimlich aussehen. Und die eingefallenen Wangen wirkten leider alles andere als kreditwürdig. Da half auch die beste Rasur nichts mehr.

Immerhin, wenigstens sahen am Ende mein glattes Kinn und das schmale Oberlippenbärtchen gepflegt und ordentlich aus. Der Stresemann-Anzug freilich war schon seit einiger Zeit aus der Mode, und er schlackerte ungehörig um mich herum, als ich mich wenig später ein letztes Mal im Spiegel musterte. Ich war schmaler geworden in diesen Tagen. Und dem Gustav Stresemann wollte inzwischen auch niemand mehr ähneln.

Über dem Hausdach gegenüber kam gerade die Sonne herauf. Das einzige Privileg, das man als Mieter im Dachgeschoss hatte. Unten in den grauen Hof drangen die Sonnenstrahlen nie.

Ich stellte den Rasierspiegel in die schmale Fensterbank und kippte ihn leicht vornüber. Es war ein kleines Geduldsspiel, aber wenn man den richtigen Winkel erst einmal heraus hatte, dann konnte man ... nein, doch noch etwas tiefer, noch etwas weiter nach links ... so war es recht. Der schmale Lichtstrahl fiel jetzt genau ins offene Fenster von Friedrich dem Hinker hinein, und jetzt, jetzt hörte ich auch

schon, wie unten in der Wohnung der alte Kanarienvogel loslegte. Schlimm, so ein kleines Tier in einem Zimmer ganz ohne Sonnenlicht zu halten.

Eine Weile hörte ich dem Zwitschern zu. Das tat gut. Dann nahm ich den Hut und den viel zu dünnen Mantel und wagte mich auf den Flur.

Das Glück war mir hold. Ich kam unbehelligt durch den zweiten und ersten Stock. Erst als ich zur Haustür hinausschlüpfte, hörte ich hinter mir die Witwe Bollmann rufen: »Herr Pechstein! Herr Pechstein!« Aber da war ich schon um die Ecke herum und zwischen den grauen Kasernen untergetaucht.

Ja, Berlin war grau geworden in jenen Tagen. Oder bildete ich mir das nur ein, weil ich bis dahin auf der Sonnenseite der Stadt gelebt hatte? Bis ich zur breiten Amadeus-Mundt-Allee kam, war ich schon dreimal angesprochen worden – dunkle, zerlumpte Gestalten, aus deren Augen das letzte bisschen Hoffnung verschwunden war und die jeden, der noch halbwegs anständig gekleidet ging, um Geld oder Arbeit anbettelten. Ich hatte beides nicht.

Den jungen Mann mit seinem großen Schild – »Suche Arbeit, mache alles« – habe ich noch im Gedächtnis. Auch den Kameraden mit der Pappe vor der Brust, darauf stand: »Wir fordern: Aufhebung des Redeverbots für Hitler«. Und dann noch den Taschendieb, der, nachdem er seine Hand aus meiner Rocktasche zurückgezogen hatte, halb ironisch, halb bedauernd mit dem Finger an seine Schiebermütze tippte: »Icke seh schon – nüscht zu holen, Kumpel.«

Den Weg zum Arbeitsamt schenkte ich mir heute. Das Achselzucken des Herrn Oberamtmanne kannte ich schon zur Genüge. Da klang die neue Adresse, die mir einer meiner letzten Freunde gestern Abend zugesteckt hatte, doch vielversprechender: »Friedrich Wilhelm Lehmann & Co. KG – private Arbeitsvermittlung, Winterfeldstraße 9.«

Die Schlange war lang. Viel zu lang, um mir viel Hoffnung zu machen. Sie erstreckte sich vom Eingang der Paulsenstraße zur Ecke Winterfeldstraße bis hin zum Haus mit der Nummer 9. Es war er-

nüchtern. Drei Stunden anstehen, umgeben von einer Wolke aus Fusel- und Schweißgeruch, dazu die Pöbeleien und dummen Bemerkungen über meine Melone und den inzwischen arg rampolierten Anzug, das hatte mir vor zwanzig Jahren wahrlich niemand in die Wiege gesungen.

Sagte ich drei Stunden? Es müssen gut viereinhalb gewesen sein – genaueres wusste ich nicht, hatte doch meine goldene Taschenuhr, ein Geschenk meiner lieben Mutter Selde, längst den Weg ins Pfandhaus gefunden – es waren also wohl viereinhalb Stunden, bis ich in der Schlange so weit vorgerückt war, dass ich, den Hut in der Hand, vor den Tresen treten durfte, hinter dem Herr Friedrich Wilhelm Lehmann (& Co. KG) residierte.

»Guten Tag, mein Name ist Pechstein. Felix Secundus Pechst...«

»Interessiert ma nicht. Wat hamsen jelernt?«

»Ich ... ähm ...« Ich spürte, wie ich rot wurde. »Ich kann mit Geld umgehen.«

Friedrich Wilhelm Lehmann (und Co. KG) brach in wieherndes Gelächter aus. »Jungchen, Sie machen mir Spaß! Kann mit Jeld umgehen, wa? Und hat keen Jroschen inne Tasche, na dat seh ick doch. Hörensema, Mann, janz Ballin hat keen Jeld mehr zum Mit-Ummegehn. Könnse auch wat Richtiges?«

»Klavierspielen könnte ich, wenn's recht ist. Und ein wenig singen.«

»Danke, kein Interesse. Der Nächste!«

»Und mit Tieren kann ich gut.«

»Tiere? Tiere, hm? Ick hätte da wat beim Abdecker. Aber nee, ach nee. So'n halbet Pferd kriegense ja doch nich uffn Haken mit Ihre dünne Ärmchen, nee!«

»Hier, ich!«

Ein kräftiger Stoß von hinten ließ mich zur Seite fliegen. Da hatte sich schon ein breitschultriger Kerl vor dem Tresen aufgebaut und grinste den Vermittler an.

»So'n halbet Pferd schleppe ick mit links, wo soll ick denn hin, Mann?«

»Heh!«, protestierte ich. Ich rappelte mich auf. »Gedulden Sie sich gefälligst, bis Sie dran sind.«

Doch Herr Lehmann schüttelte den Kopf. »Sie sehen doch, dass ich Sie hier nicht brauchen kann. Nun gehen Sie schon.«

Fassunglos sah ich zu, wie der grobschlächtige Kerl seinen – meinen! – Kontrakt signierte. Dann zog ich den Kopf ein und wandte mich zum Gehen.

»Heh, Sie!«, rief mir Herr Lehmann plötzlich nach.

Ich blieb stehen.

»Sagten Sie eben: Pechstein? Hamse etwa wat zu tun mit dem Bankhaus Pechstein, wat letztens falliert hat?«

»Ja«, sagte ich tonlos. »Tycho Pechstein war mein Vater.«

»Hab's inne Zeitung jelesen. Schlimme Sache das. Na, nüscht für unjut, Herr Pechstein. Versuchenses halt morgen wieda, wa?«

Ich lüftete ansatzweise den Hut und ging.

Schlimme Sache das. So konnte man es auch ausdrücken.

Die Scharen von Gläubigern.

Der Sturm auf die Bank.

Der gottwohlgefällige Herr Pastor, der uns nur gerade so eben und mit Gottes Gnade zugestand, es müsse dann wohl doch ein Unfall gewesen sein, als sich der Schuss gelöst hatte. Beim Reinigen seiner Jagdflinte. Kannte man ja. Sonst hätten wir Vater nicht einmal in geweihter Erde begraben dürfen.

Schlimme Sache das.

Wie lange war ich hängenden Kopfes durch die Gassen getrottet? Ich vermochte es später nicht mehr zu sagen, ich hing düsteren Gedanken nach, nur unterbrochen von meinem immer herrischer nach seinem Recht verlangenden Magen, bis ich merkte, dass mich meine Füße unversehens und wohl einer alten Gewohnheit folgend in die besseren Straßen Berlins zurückgetragen hatten und da vor die Tore des ehrwürdigen Hotels Ambassadeur, in dem mein Vater und ich so oft mit unseren besten Geschäftskunden zu Gast gewesen waren.

Nun langte es freilich nur noch für einen sehnsüchtigen Blick hinüber zu der klassisch-gediegenen Fassade des besten Hauses am



Platze und auf die vornehmen Equipagen und Automobile, die vor dem palastartigen Eingangstor vorfuhren. Livrierte Diener begrüßten die Gäste mit tiefen Verbeugungen und tausendfachen »Zu Diensten, der Herr«, und drüben, der Empfangschef, der warf schon ein paar misstrauische Blicke in meine Richtung.

Erkannte er mich? Wollte er mich überhaupt noch kennen? Das blaue Blechschild mit der weißen, verschnörkelten Aufschrift »Betteln und Hausieren verboten« hing deutlich sichtbar da und verwies Leute wie mich aus der Bannmeile des Nobelhotels.

Ich sah, wie er zwei breitschultrigen Hausangestellten in der roten Uniform des Ambassadeur zuwinkte und dann mit einem unmissverständlichen Kopfnicken in meine Richtung deutete. Die beiden Kleiderschränke kamen gemessenen, unauffälligen Schrittes auf mich zu. Es war also allerhöchste Zeit, mich zurückzuziehen, denn eine milde Gabe brachten die beiden mir bestimmt nicht heraus.

Ich trat einen Schritt zurück und – plötzlich ertönte eine laute Hupe hinter mir.

Bremsen quietschten.

Ein Schatten.

Ein Kotflügel streifte mich, ich erhielt einen heftigen Stoß, stürzte aufs Trottoir und schlug mir am Bordstein das Knie auf. Ein stechender Schmerz durchfuhr mich. Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass jetzt auch noch meine letzte anständige Hose ruiniert war.

Tuckernd war das Automobil neben mir zum Stehen gekommen. Vor dem Portal wieherte ein Kutschpferd und stieg. Ich sah aus dem Augenwinkel, wie mehrere Männer das erschrockene Tier niederholten und beruhigten.

Eine Tür klappte auf. Ein wahrer Riese in Chauffeursuniform glitt mit einer Gewandtheit heraus, die man seinen herkulischen Körpermaßen gar nicht zugetraut hätte. Der Mann kam auf mich zu und – ich schwöre es – in diesem Augenblick verdunkelte sich die Sonne. Der Schatten, den seine breiten Schultern auf mich warfen, ließ mich zittern. Und der Blick, mit dem er mich musterte, ließ einem das Blut in den Adern gefrieren. Wahrscheinlich hätte

der Mann mich mit einem einzigen Griff zerquetschen können. Er öffnete den Mund, und seine tiefe Stimme klang wie eine furchtbare Drohung. Ich wich zurück.

»Ist Ihnen etwas passiert?«, wiederholte er seine Frage. Diesmal etwas lauter.

»Neinnein, absolut nichts«, beeilte ich mich zu versichern. Ich sprang auf und sackte mit einem Stöhnen zusammen, als ich mein Knie belastete.

»Ganz sicher nicht?«, fragte er misstrauisch.

Ich schüttelte heftig den Kopf. Um ihm zu beweisen, wie gut es mir ging, reckte ich mich in die Höhe und trat mit beiden Beinen fest auf. »Alles in Ordnung«, versicherte ich.

Um nichts in der Welt wollte ich in irgendwelche Scherereien mit Gästen des Ambassadeur verwickelt werden. Und mit diesem brutalen Leuteschlächter schon gar nicht. Das hatte ich in den letzten Monaten schon gelernt.

Der Fahrer zuckte gleichmütig die Achseln. »Wenn Sie es sagen«, grollte er.

Er stieg wieder ein und ließ den Wagen die letzten paar Meter bis zum Haupteingang des Ambassadeur rollen. Ich sah aus respektvoller Ferne zu, wie sofort eine Schar livrierter Diener auf das Automobil zugestürzt kamen.

Der Riese stieg wieder aus. Zugleich öffnete sich die andere Vordertür, und ein schlanker, asiatisch wirkender Mann glitt hervor. Beide traten an den hinteren Wagenschlag. Der Riese öffnete mit einer kraftvollen Bewegung die Tür, während der Asiate und die Diener des Ambassadeur sich vor dem Aussteigenden verneigten.

Ich konnte den Mann, der dem Ambassadeur hier die Ehre seines Besuches erwies, zunächst nur von hinten sehen. Es war eine elegante, vielleicht ein wenig dandyhafte Erscheinung, hochgewachsen, den beigefarbenen Mantel um die Schultern gelegt, nicht übermäßig breite Schultern, wie es schien. Den hellen, recht hohen Zylinder trug er ein wenig zur Seite geneigt, was aber weniger lustig wirkte als vielmehr äußerst verunsichernd. Das dunkle Haar war akkurat ge-

schnitten. Und obwohl er nichts weiter tat, als aus einem Automobil zu steigen und nun stumm das Hotel musterte, war es mir doch, als ginge von dem Mann etwas Unheimliches, Gefährliches aus. Etwas, mit dem man sich besser nicht anlegte.

Die Hotelangestellten mussten es auch spüren. Es war etwas in der Art, wie sie Haltung annahmen, das mir zeigte, dass offenbar auch ihnen ein Schauer über den Rücken gefahren war.

Der Neuankömmling hatte seine Musterung des Hauses inzwischen beendet. Das Hotel Ambassadeur hatte anscheinend Gnade vor seinen Augen gefunden, und er schickte sich an, das Gebäude zu betreten.

Noch immer hielt der Kleiderschrank in Chauffeursuniform die Wagentür auf und stand in Habt-Acht-Stellung neben dem Gefährt. Wollte noch jemand aussteigen?

Ich erschrak. Ein schwarzer Schatten sprang mit einem wahren Panthersatz hervor. Wahrhaftig, ein schwarzer Panther. Nein, wohl doch nur eine Hauskatze. Allerdings die größte und schwärzeste Hauskatze, die ich jemals gesehen hatte. Das schwarze Fell glänzte in der Sonne, als das Raubtier sich streckte und mit wohligem Schnurren, das bis zu meinem Standort an der Straße noch hörbar war, um die Beine seines Meisters strich.

Ich hielt den Atem an. Was für ein Tier!

Und ich sah, wie auch der Portier nach Luft schnappte. Der war nämlich, wie ich aus meinen langen Nachmittagen und Abenden im Ambassadeur wusste, der eingeschworene Feind aller Vierbeiner und hatte es durchgesetzt, dass im ersten Haus am Platze ein striktes Hunde- und Katzenverbot herrschte. Der Mann lief dunkelrot an, wurde dann kreidebleich. Dieser Gast war niemand, dem man das Mitführen von Katzen zu untersagen wagte.

Amüsiert beobachtete ich die Szene, da plötzlich passierte etwas, mit dem keiner der Beteiligten, am wenigsten ich, gerechnet hätte: Die ungeheure Katze wandte den Kopf in meine Richtung. Ihre grünen Augen schienen Blitze zu versprühen. Der muskulöse Körper spannte sich, ein Panthersatz, noch einer, schon war sie an der Straße.

Den buschigen Schwanz hoch aufgerichtet, so stand sie plötzlich vor mir und starrte mich aus undurchdringlichen tiefgrünen Augen an. Mir blieb fast das Herz stehen.

»Apollyon!«, hörte ich jemand rufen. Hieß sie so?

Auf lautlosen Samtpfoten – Samtpranken sollte ich besser sagen – kam sie näher geschlichen. Ich stand da, bemüht, mir meine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen. Keine Angst zeigen, das war das Wichtigste.

»Na, du?«, flüsterte ich.

Kein Ohrenzucken verriet, dass sie mich gehört hatte. Aber die unergründlich grünen Augen registrierten jede meiner Bewegungen. Ich bewegte mich allerdings nicht. Jetzt war sie nur noch einen Meter von mir entfernt.

»Apollyon!«, rief es wieder.

Die Katze blickte zu mir empor und entblößte ihre dolchspitzen Fangzähne. Sie gähnte lange und ausgiebig. Aber bestimmt nicht vor Müdigkeit, sondern um ihre eindrucksvollen Waffen zu zeigen, da war ich ganz sicher. Dann war sie heran. Sie rieb ihren Kopf an meiner Hose, presste sich dann mit einer solchen Kraft gegen meine Beine, dass ich beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und strich um mich herum, wobei sie ein tiefes Raubtiergrollen ausstieß. Kein Zweifel, sie schnurrte.

Langsam, um sie nicht zu erschrecken, beugte ich mich vor und streichelte ihr über den Kopf. Ich musste mich nicht besonders tief bücken.

»Erstaunlich«, sagte plötzlich eine Stimme neben mir. »Das macht er mit Fremden normalerweise nicht.«

Erschrocken fuhr ich auf. Vor mir stand der fremde Hotelgast.

»Ich ... ähm ...«

Ungeschickt zog ich den Hut, während das schwarze Untier, das offensichtlich einen Narren an mir gefressen hatte, sich mit Nachdruck zwischen meinen Schienbeinen hindurchdrängte und mit immer lauter werdendem Schnurren weitere Streicheleinheiten forderte.

Der Anblick des Fremden trug nicht gerade zu meiner Standfestigkeit bei, und hätte ich in diesem Augenblick auch nur noch einen Funken Geistesgegenwart besessen, so wäre ich sofort auf und davon gesprungen. So aber blieb ich stehen wie vom Donner gerührt und starrte ihn an. Ich muss geglotzt haben wie ein Berliner Straßenjunge, der einen dreiköpfigen Elefanten sieht. Nur dass mir beim Anblick eines dreiköpfigen Elefanten wesentlich wohler gewesen wäre.

Der Fremde war recht groß, und sein Körper zeigte jene Spannkraft, die man von trainierten Sportlern oder energischen jungen Unternehmern kannte. Der Mann war tadellos gekleidet, eine Erscheinung von Eleganz und – nach der Qualität des Stoffes und der Verarbeitung zu urteilen – absoluter Kreditwürdigkeit. Und doch war etwas an ihm, das dafür sorgte, dass sich meine Nackenhaare aufstellten wie die einer Katze, die eine Bedrohung witterte. Das geradezu unnatürlich bleiche Gesicht verriet keine Regung. Schwarze Augen – Katzenaugen, Teufelsaugen, dachte ich mit leisem Grauen – fixierten mich und machten es mir unmöglich, den Blick abzuwenden.

Was war mit diesen Augen? Einen schmerzlichen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, als würde sich ihr Blick tief in meine Seele hineinbohren und dort Dinge betrachten, die ich mir nicht einmal selbst anzusehen erlaubte.

Ich bemerkte erst, dass die Musterung abgeschlossen war, als der Fremde sich räusperte. Wie aus einem schweren Traum erwachend, fand ich mich plötzlich auf der Straße vor dem Ambassadeur wieder und wusste für einen Moment nicht, wie ich dort eigentlich hingekommen war. Ich stand jedoch noch immer ganz genau an der Stelle, an der mich fatale das Automobil eben beinahe überfahren hätte.

»Faszinierend«, bemerkte der Fremde, mehr zu sich selbst als an mich gewandt. Dann nickte er mir zu, offenbar mit dem, was er gesehen hatte, zufrieden. »Apollyon ist normalerweise recht eigen und schließt selten Freundschaften. Aber wo sind denn meine Manieren? Ich habe mich Ihnen ja noch nicht einmal vorgestellt. Mein Name ist Nikola. Dr. Nikola. Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Pechstein«, sagte ich, während ich mechanisch das Fell des noch immer schnurrenden schwarzen Panthers kralte. »Felix Secundus Pechstein.«

»Sehr angenehm.«

In Nikolas stechenden Blick stahl sich ein fast freundliches Glitzern. Er streckte die Hand aus. Ich schlug ein und hatte für einen Sekundenbruchteil das Gefühl, einen Pakt mit Mächten abzuschließen, denen ich nicht gewachsen war.

Doch mein neuer Bekannter fegte mit einem ausgesprochen charmanten Lächeln meine Besorgnis hinweg. »Nun, lieber Pechstein, ich muss Sie wohl für das etwas ungehobelte Benehmen meines Fahrers um Verzeihung bitten. Obgleich es natürlich ein unverzeihlicher Fehler war, einen Mann von Ihren Qualitäten so einfach über den Haufen zu fahren.«

»Ach nein, das ist doch nicht der Rede wert.« Was redete ich da? Natürlich ist es ein unverzeihlicher Fehler, mich über den Haufen zu fahren. Ich hätte tot sein können.

»Nicht?« Nikola lächelte schmallippig. »Nun, dann möchte ich Sie zumindest bitten, zum Abendessen mein Gast zu sein. Keine Widerrede, mein Guter, ich bestehe darauf.«

Alles in mir schrie danach, mich einfach nur umzudrehen und fortzulaufen. Aber die unheimlichen Augen bannten mich an meinen Platz, und das schwarze Katzenuntier strich noch immer um meine Beine.

»Nein, nein, ich möchte wirklich nicht ...«, stammelte ich. Doch in diesem Augenblick begann mein Magen mit einer Lautstärke zu Knurren, die selbst das Schnurren des unheimlichen Apollyon in den Schatten stellte.

»Na, wenn das nicht ein eindeutiges *Ja* ist«, sagte Nikola zufrieden. »Kommen Sie nur, Pechstein, kommen Sie nur, die Küche des Ambassadeur soll ganz akzeptabel sein.«

Er hakte mich unter, und ich hatte gar keine Zeit mehr, mich wegen meines derangierten Äußeren zu genieren. Arm in Arm, als seien wir die besten Freunde, zogen wir ins Allerheiligste des Ambassadeur ein.

Der Portier und die Pagen machten einen tiefen Diener, als ich an ihnen vorbeimarschierte, und ich konnte mir nicht verkneifen, dem alten Empfangschef, der mich nicht mehr hatte kennen wollen, einen triumphierenden Blick zuzuwerfen.

Tief im Inneren aber graute mir, und ich hatte das Gefühl, als würde ich als Gefangener abgeführt.

## ZWEITES KAPITEL

### ICH BEGEHE EINE RIESENDUMMHEIT

Das Ambassadeur hatte den verstaubten Charme der Jahrhundertwende meisterhaft konserviert. Die Kronleuchter, eine Kreation in Gold und Kristall eines damals sehr gefragten dänischen Handwerkskünstlers hatten schon zu meiner Zeit über den gediegen-gutbürgerlichen Mahagoni-Tischen geschwebt. Lautlose Diener glitten durch den von einem riesigen goldgefassten Spiegel beherrschten Saal, bemüht, den Gästen jeden Wunsch noch vor dem Aussprechen von den Lippen abzulesen.

Wir waren die einzigen Gäste an diesem späten Nachmittag. Dr. Nikola hatte, wie er mir leutselig mitteilte, den Saal komplett gemietet. Er schätze es nicht, von den Gesprächen am Nebentisch belästigt zu werden, wenn er über Geschäfte nachdenke, so seine Erläuterung, als er mein erstauntes Gesicht bemerkte.

Während sich Apollyon an einem Schälchen Milch gütlich tat und mir immer wieder unverhohlene besitzergreifende Blicke zuwarf, ließen Dr. Nikola und ich uns vom Maître de cuisine verwöhnen, und ich bezeuge, dass der Rothirsch in Burgundersoße seit den Jahren, in denen ich im Ambassadeur zu Gast war, nicht schlechter geworden ist. Ich betone dies ausdrücklich, weil ich das Essen an der Seite des ungewöhnlichen Mannes nicht recht genießen konnte und mir trotz meines wahren Bärenhungers ein dicker Kloß im Hals saß, sodass sich mein Magen recht schwer an dem Menü tat. Aber, wie bereits gesagt, den Küchenchef trifft nicht der Hauch einer Schuld, der Hirsch war gewohnt exzellent, der Burgunder ein guter Jahrgang.

Dr. Nikola hatte mich während des Essens fast keine Sekunde aus den Augen gelassen. Sein unheimlicher Katzenblick taxierte mich und forschte mich aus, und obwohl er ausdrücklich betont hatte, dass ich sein Gast sei, kam ich mir bald mehr vor wie ein Studien-



objekt. Ohne es zu wollen, hatte ich bald sehr viel mehr von mir preisgegeben als ich eigentlich wollte, ich hatte Nikola vom Verschwinden und womöglich tragischen Tod meines Bruders Fortunatus erzählt und darüber, wie sich unsere Mutter Selde im vergangenen Jahr zu Tode geämt hatte. Und ich hatte auch von meinen Geschäften bei der väterlichen Bank gesprochen, für die er sich außerordentlich zu interessieren schien.

Als das Dessert verspeist und das Geschirr abgetragen worden war und wir uns zum Abschluss des Mahles zwei ausgesprochen würzigen kubanischen Zigarren widmeten, beschloss ich, den Spieß endlich umzudrehen.

»Aber nun lassen Sie uns endlich auch über Sie sprechen, Doktor«, forderte ich. »Darf ich fragen, welche Geschäfte Sie nach Berlin treiben? Ich bin, wenn Sie verzeihen, ein wenig verwirrt, da ich Ihren Namen noch niemals gehört habe. In meiner Branche kennt man gewöhnlich die großen Geschäftsleute dieser Welt. Und Sie machen nicht den Eindruck eines Mannes, der sich mit Kleinigkeiten abgibt.«

Dr. Nikola lächelte nachsichtig. Der Mann war, selbst wenn er lächelte, unheimlich.

»Dafür müssen Sie sich wirklich nicht entschuldigen, bester Pechstein. Sie sind noch zu jung, als dass Sie meinen Namen kennen könnten.«

Ich hob die Augenbrauen. Der Doktor war vielleicht zehn Jahre älter als ich, der altväterliche Ton stand ihm nun wirklich nicht. Doch Dr. Nikola fuhr, ohne weiter darauf zu achten, fort: »Ich bin eigentlich nur auf der Durchreise. Die letzten Jahre habe ich vorwiegend in China und der Mongolei verbracht. Nun will ich mich nach Südamerika begeben, wo ich noch einiges, sagen wir: geradezurücken habe. Was meine Geschäfte angeht: Nun, Sie haben Recht, ich habe tatsächlich in Berlin etwas zu erledigen. Es handelt sich um ein gewisses Bündel Wertpapiere, das ich vor rund 40 Jahren erworben habe. Ich denke mir, nach dem, was kürzlich an Ihrer Börse passiert ist, sollte man versuchen zu retten, was zu retten ist ...«

»Vor 40 Jahren?« Ich muss nicht gerade den geistreichsten Gesichtsausdruck gehabt haben. »Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel, Doktor, aber ich glaube kaum, dass Sie vor 40 Jahren schon wussten, wie man das Wort ‚Wertpapier‘ überhaupt buchstabiert.«

Nikola schmunzelte. »Sie urteilen nach dem äußeren Anschein, junger Freund«, sagte er nachsichtig. Mit einem Nicken in Richtung seines schwarzen Begleiters, der sich soeben ausgiebig auf dem Perserteppich des Ambassadeur räkelte, fragte er: »Sehen Sie dort meinen Apollyon? Auf wie viele Jahre würden Sie ihn wohl schätzen?«

Apollyon gähnte und zeigte dabei erneut seine prächtigen Fangzähne – schneeweiß und tadellos in Ordnung. Die kräftigen Muskeln unter dem schwarzen Fell spielten. Ein perfekt proportioniertes Raubtier in der Blüte seiner Jahre.

»Er ist ausgesprochen gut gepflegt, hat vermutlich auch eine hervorragende medizinische Betreuung, hm, ich würde sagen: fünf bis sechs Jahre, höchstens sieben.«

»Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzählte, dass Apollyon mich schon seit über 30 Jahren begleitet?«

»Ich würde sagen, dass Sie mich auf den Arm nehmen wollen, Dr. Nikola.«

Der Doktor seufzte wie ein Lehrer angesichts eines besonders begriffsstutzigen Pennälers. »Lieber Pechstein, Sie gehören offenbar auch zu den Menschen, die nur das glauben, was sie sehen, habe ich Recht?«

»In der Tat.«

»Und Sie würden Ihren eigenen Augen trauen, was immer Sie sehen?«

Nikola richtete seine unergründlichen schwarzen Augen auf mich. Schwarze Augen, Katzenaugen, Teufelsaugen, bei denen man kaum erkennen konnte, wo die Pupille endete und die Iris begann. Ich konnte meinen Blick nicht mehr abwenden. Starr wie ein Kaninchen vor der Schlange saß ich ihm gegenüber, wie festgebannt von den schwarzen Kohlefeuern, mit denen er mich gefangen hielt.

»Doktor, was ...?«, stieß ich hervor.

Ich war unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Fassungslos sah ich zu, wie der Doktor mit beiden Händen seinen Kopf ergriff und ihn vor mir auf den Tisch stellte.

»Sie haben vorhin an einen Elefanten mit drei Köpfen gedacht, als Sie mich ansahen, nicht wahr, mein Guter? Erkennen Sie ihn wieder?«

Apollyon, der bis eben schnurrend neben meinem Bein gelegen hatte, reckte sich und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Er stand auf, stand auf, stand auf, und als er sich fertig erhoben hatte, stellte er sich auch noch auf seine vier Pfoten – Pfoten? Beine? Nein, Säulen waren es – und blickte aus sechs besorgten Augen auf mich herab. Drei lange graue Rüssel tasteten nach meinem Gesicht. Ich wich erschrocken zurück.

»Aber, aber, Apollyon, willst du unserem lieben Freund etwa Angst machen«, ermahnte Dr. Nikola den Kater sanft. Das heißt: Der auf dem Tisch liegende Kopf ermahnte den Kater, der kopflose Rumpf saß noch immer mir gegenüber auf dem Stuhl, die Zigarre in der Hand und stieß aus dem Hals genüsslich einen Rauchkringel nach dem anderen in die Luft.

»Sie sind ein Zauberkünstler, Dr. Nikola«, sagte ich, mühsam um meine Fassung ringend.

»Pah, Zauber«, meinte er wegwerfend und fast ein wenig enttäuscht. »Das klingt nach Varieté und billigem Hokuspokus. Warum begreifen die Menschen nicht, dass es Fähigkeiten des menschlichen Geistes gibt, die jenseits ihrer beschränkten Auffassungsgabe liegen? Sie könnten vermutlich die Posaunen des Jüngsten Gerichts hören und wären immer noch überzeugt, dass Ihnen ein begnadeter Illusionist etwas vorgaukelt. Ich habe Vertreter der unterschiedlichsten Schulen und Weltansichten kennengelernt, aber der Skeptizismus ist von allen die platteste und erbärmlichste, die mir jemals begegnet ist.«

»Auf jeden Fall war es ein ausgesprochen eindrucksvolles ... ähm ... Erlebnis«, gab ich zu.

Ich bemühte mich verzweifelt darum, zumindest den äußeren Anschein von Gelassenheit zu bewahren. Doch ich konnte es nicht ver-

meiden, dass meine Stimme wie die eines Sextaners quiekte. Meine rechte Hand zitterte, und mein Pulsschlag hatte sich beschleunigt.

»Würde es ihnen etwas ausmachen, wenn Sie ...?« Meine Stimme versagte. Ich deutete hilflos auf den noch immer auf dem Tisch liegenden Kopf.

»Oh, natürlich«, lächelte Nikola nachsichtig. Und ohne mich aus dem Bann seiner Augen zu entlassen, setzte er seinen Kopf wieder auf.

Apollyon, inzwischen wieder auf seine normale Übergröße geschrumpft, versuchte derweil, auf meinen Schoß zu gelangen. Seine Krallen halfen ihm dabei. Ich blieb steif und unbeweglich sitzen.

»Der Skeptizismus steht Ihnen nicht, mein bester Pechstein«, stellte der Doktor fest. »Doch genug davon, ich wollte Ihnen lediglich einen kleinen Eindruck von dem vermitteln, was sich hinter dem Vorhang des äußeren Anscheins verbirgt. Und ob Sie mir nun glauben wollen, dass mein Apollyon mich schon seit 30 Jahren begleitet oder nicht ...«

»Wie sollte ich nun noch etwas anzweifeln, das Sie sagen, Dr. Nikola?«

»Sehr schmeichelhaft, aber nicht weiter erwähnenswert. Kommen wir nun also zum Geschäftlichen, mein lieber Freund. Ich bin auf der Suche nach einem Menschen, der etwas von Geld und Wertpapieren versteht und meine hiesigen Geschäfte ordnet. Und ich denke, ich habe gerade in Ihnen den richtigen Mann gefunden. Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, in meine Dienste zu treten, soll es Ihr Schaden nicht sein.«

»Dr. Nikola, ich ...«

Der schwarze Kater lag inzwischen schwer auf meinem Schoß. Seine rechte Vorderpranke patschte spielerisch auf meinen Oberschenkel. Das Tier hatte seine Krallen nicht ausgefahren, aber die Spitzen drangen doch durch den fadenscheinigen Stoff meiner Hose.

»Aber ich warne Sie«, fuhr der Doktor fort, ohne sich durch meinen Einwurf im Mindesten irritieren zu lassen. »Ich zahle ausgesprochen gut, aber ich bin auch unerbittlich gegen alle, die mich hintergehen.

Es gibt Menschen, die würden eher den Tod der tausend Schnitte ertragen als mich zu verraten. Doch das wird Sie ja wohl kaum betreffen. Pechstein, wenn Sie für mich arbeiten und mich nicht enttäuschen, können Sie ein kleines Vermögen machen. Nun, wie sieht es aus? Sind Sie dabei?»

Ich blickte in seine unheimlichen schwarzen Augen. Eiskalt rieselte es mir den Rücken hinunter.

»Mephisto«, flüsterte eine Stimme in meinem Hinterkopf. Ein Grauen wandelte mich an.

Langsam schob ich den zudringlichen Apollyon von meinem Schoß herunter. Er sah mich vorwurfsvoll an, und der Doktor hatte seine Teufelsaugen noch immer erwartungsvoll auf mich gerichtet. Ich erhob mich.

»Das Angebot ehrt mich, Dr. Nikola, ich fühle mich wirklich sehr geschmeichelt«, sagte ich mit einer leichten Verbeugung. »Aber ich fürchte, ich bin in der nächsten Zeit zu beschäftigt, um mich in Ihre Geschäfte vollständig einzubringen. Bitte entschuldigen Sie mich nun. Es ist spät geworden.«

Die Worte hatten mich eine ungeheure Kraft gekostet. Am Ende war mir fast die Luft weggeblieben.

»Nicht? Wie bedauerlich.«

Die Enttäuschung war dem Doktor anzumerken. Gleichzeitig trat ein amüsiertes Funkeln in seine Augen, ganz so, als ob er bereits wüsste, dass dies nicht mein letztes Wort gewesen sein konnte. Der Mann war es offenbar nicht gewohnt, auf Ablehnung zu treffen. Er räusperte sich.

»Nun, dann kann man wohl nichts machen. Sollten Sie es sich anders überlegen: Ich werde die nächsten Tage noch hier im Ambassadeur anzutreffen sein.«

»Sie sind zu gütig, Dr. Nikola. Leben Sie wohl.«

»Au revoir«, nickte er.

Ich verließ das Ambassadeur eilig und ohne zurückzublicken. Die Atmosphäre des Spiegelsaals hatte wie ein Alldruck auf mir gelastet. Eilig verließ ich die Glitzerwelt, der ich nicht mehr angehörte.

Erst als ich die dunkleren Straßen Berlins erreichte, wurde mir wieder heller zumute. Ich war auf dem Heimweg. Vor mir tauchte die düstere Mietskaserne der Witwe Bollmann auf. Es war fast ein Lichtblick.

## DRITTES KAPITEL

### DURCH DIE DUNKELHEIT

*Dunkel. Es war absolut finster um mich herum. Nur Schatten, dunkle, umrisslose Gestalten, die zerrannen, wenn ich sie näher anblickte. Und doch wusste ich, dass er da war. Ich fühlte seinen Atem in meinem Nacken, hörte seine Schritte hinter mir. Fort, nur fort hier. Ich hastete durch die Straßen, längst hatte ich die Wege, die ich kannte, hinter mir gelassen. Die Straßen wurden enger, die Mauern wuchsen höher um mich herum, doch ich rannte. Meine Schritte hallten laut auf dem Kopfsteinpflaster, mein Atem jagte. Ich wusste, dass er näher kam. Keinen Augenblick durfte ich stehen bleiben, ich wagte nicht, einen Blick über die Schulter zurückzuwerfen.*

*Da, zu meiner Rechten tat sich ein Loch in der Mauer auf. Ich huschte hinein. Mit angehaltenem Atem lauschte ich nach draußen auf die Schritte meines Verfolgers. Meine Lunge drohte zu bersten. Doch ich wagte nicht, Luft zu holen. Mein Keuchen hätte mich verraten. Mein Puls raste. Da, ich konnte nicht mehr, ich stieß die Luft aus, atmete tief ein. Hielt wieder die Luft an.*

*Totenstille.*

*Und doch spürte ich, dass da jemand war.*

*Meine Nackenhaare richteten sich auf.*

*Ein eisiger Hauch streifte mich.*

*Ich drehte mich um – da: Riesige Augen, strahlend weiß, leuchteten hinter mir im Finstern auf. Ich fuhr zurück. Der Boden gab unter mir nach. Ich stürzte ins Bodenlose. Ich schrie.*

*Schrie.*

Das Bett wackelte, als sei ich aus großer Höhe daraufgestürzt. Es war dunkel im Zimmer. Ich war allein. Die Augen, die furchtbaren Teufelsaugen, waren verschwunden. Oder geschlossen.

Erst als es an meiner Tür bollerte, bemerkte ich, dass ich noch immer schrie. Erschrocken verstummte ich. Ich zitterte weiterhin wie Espenlaub.

»Felix! Heh, Felix, was ist los!«, rief es draußen auf dem Flur.  
»Alles in Ordnung da drin?«

Ich atmete tief durch. Nichts war passiert.

Ich lag im Bett hoch oben im Dachgeschoss der Mietskaserne von Witwe Bollmann. Durch das Fenster pfiff der Wind. Die Dachpfannen klapperten. An der Wand hing ein schlaffes, dunkles Gespenst – mein Mantel. Und ich war mit der Miete drei Monate im Rückstand. Nichts, wovor man Angst haben müsste.

»Felix, verdammt, sag doch was! Lebst du noch? Ich schlage die Tür ein, wenn du ...«

Am ganzen Leibe zitternd schlich ich zur Tür und öffnete sie einen Spalt breit.

Draußen auf dem Gang stand Larkin, mein Nachbar, und starrte mich an, als hätte er einen Geist gesehen. Dabei sah er nicht minder gespensterhaft aus. Das bleiche, spitze Gesicht, die vorstehenden Schneidezähne und die nach allen Seiten abstehenden brandroten Haare waren gut geeignet, kleine Kinder zu Tode zu erschrecken.

»Mann, Pechstein, du siehst ja aus wie Buttermilch und Spucke«, stellte er besorgt fest. »Bist du am Ende krank? Soll ich den Doktor holen?«

»Nein, nein«, wehrte ich heftig ab. Bloß keinen Doktor. Bei dem Wort stand mir das Bild jenes anderen Doktors sofort wieder vor Augen. Der Gedanke an Nikola versetzte mich in eine derartige Panik, dass ich beinahe wieder geschrien hätte. Doch ich nahm mich zusammen.

Larkin mit seinem Netz an Beziehungen und seinen verborgenen Geschäftemachereien hätte mir um diese Zeit vermutlich sogar wirklich einen echten Arzt aufreiben können. Aber welcher Arzt kann schon etwas gegen eine solche vollkommen irrationale Panik unternehmen?

»Es ist schon in Ordnung, Larkin. Ich habe nur geträumt.«



»Du hast geschrien, als ob es dir an den Kragen ginge. Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?«

Ich nickte zögernd. »Nur ein Albtraum. Ich hatte eine komische Begegnung heute Nachmittag, und das hängt mir wohl noch etwas nach.«

»Du grübelst zu viel«, stellte er fest. »Diese ganze Bankgeschichte und die Arbeitssuche, das kann einen Menschen ja auch fertig machen. Mach's wie ich, Junge. Lass dich einfach treiben und sieh einmal zu, was das Leben dir schenken will. Berlin ist voller Abenteuer für einen wie dich. Du musst diese Stadt nur zu nehmen wissen.«

»Und du weißt es natürlich.«

Ich konnte nie genau sagen, was mir an seiner Gesellschaft so unangenehm war. Der windige Charakter, all das Zwielfichtige, das ihn umgab? Larkin hatte sich stets bemüht, in meiner Gegenwart ein gepflegtes Hochdeutsch zu reden und gute Manieren zu zeigen, auch wenn sie ihm vermutlich nicht von Jugend an anezogen waren. Und die beiden »Schmisse« auf der Quartseite zeugten davon, dass er zumindest ein paar Semester auf der Universität zugebracht hatte. Mein Bruder Fortunatus, später ein Meister auf allen Fechtböden, hatte die gleichen zweifelhaften Ehrenzeichen aus seiner frühen Verbindungszeit mit nach Hause gebracht, als er sein erstes Duell bestanden hatte.

Larkin hatte nie versucht, mich übers Ohr zu hauen. Aber es war einfach etwas Abstoßendes, Falsches an ihm, und allein schon die Art, wie er sich nun vertraulich an mich heran drängte, war mir einigermaßen zuwider. Vielleicht war es die Art, wie er seinen flammendroten Feuerschopf trug, die ihm diesen Stempel des Unechten verlieh. Etwas an ihm stimmte nicht, so verwandt er auch manchmal tun mochte.

»Oh ja«, sagte er, »man muss bloß ein wenig Gespür dafür entwickeln, und diese Stadt wirft dir noch immer die schönsten Früchte in den Schoß. Weißt du was, Felix? Du musst einfach einmal wieder unter Menschen gehen. Morgen Nachmittag zum Beispiel, da ist eine Versammlung der Kommunisten im Roten Hof. Du solltest

einfach einmal ...«

»Larkin, du weißt, wie ich über diese Leute denke.«

»Ach ja, ich vergaß, der Herr Bankier ist ja etwas Besseres.«

»Entschuldige, Larkin. So war das nicht gemeint, und das weißt du genau.«

Über sein spitzes Gesicht ging ein Leuchten. Er wusste genau, dass er mich jetzt in der Falle hatte. Was immer er nun vorschlug, ich würde es nicht gut ablehnen können, wenn ich nicht als schnöseliges Bankierssöhnchen dastehen wollte.

»Sagt dir die Bezeichnung ‚Kinder des Lichts‘ etwas?«, flüsterte er verschwörerisch.

»Nein. Was soll das sein?«

»Eine von diesen Sekten, wie sie im Augenblick wie Pilze aus dem Boden schießen. Stell dich auf die Straße mit irgendwelchen Heilsversprechen, und sie werden dir sofort in Scharen hinterherlaufen«, meinte Larkin mit einer wegwerfenden Handbewegung. Aber seine Augen glühten, und er konnte seine Faszination nicht verbergen, als er weitersprach. »Bei diesen ‚Kindern des Lichts‘ scheint es sich allerdings um etwas ganz Spezielles zu handeln. Ihr Prophet mag ein Halsabschneider sein wie alle aus der Branche, aber seine Tochter, mmmh, ein begnadetes Mädchen, das angeblich Kontakt zur Sphäre der Geister hat. Eine Tanzwütige, sagt man. Wenn der Geist der Ver-zückung über sie kommt und sie in ihren Schleiern durchs Zimmer tanzt, das kann schon ein ganz eigener Anblick sein. Morgen Abend ist ein Gottesdienst in ihrem Tempel. Sie lassen nicht jeden zu ihren Versammlungen zu. Aber ich bin mit dem Alten auf ganz vertrautem Fuße ...«

»...mit wem auch nicht?«

»... und könnte für dich bürgen. Nun, Felix, wie ist es? Bist du dabei?«

»Das wird ein schöner Hokuspokus sein.«

»Wen kümmert's? Also? Topp?«

Er hielt mir die Rechte hin.

»Topp«, sagte ich zögernd und schlug ein.

»Und Schlag auf Schlag«, lachte er, als er die Linke über meiner Hand schloss.

Ich nickte, in mein Schicksal ergeben.

»Und nun lass mich weiterschlafen. Ich hatte einen anstrengenden Tag.«

Ich schloss die Zimmertür und legte den Riegel vor, noch bevor Larkin sein »Gute Nacht, Freund« zu Ende gesprochen hatte, und kroch zurück in mein Bett.

Aber ich konnte keine Ruhe mehr finden. Die ganze Nacht verbrachte ich in einem fiebrigen Halbdämmern, durch das glühende Teufelsaugen und weiße, wehende Salome-Schleier hindurchgeisterten. Erst im Morgengrauen versank ich in einen unruhigen, kurzen Schlaf.

Ende der Leseprobe

Petra Hartmann  
Das Serum des Doctor Nikola

erhältlich im Buchhandel, bei Amazon  
oder versandkostenfrei direkt im Verlagsshop

[www.wurdackverlag.de](http://www.wurdackverlag.de)